

Beauftragung im Dom

(22. Sonntag B) 2. September 2018

Gautama Buddha erzählte seinen Mönchen folgende Geschichte: Ein Mann kommt auf einer Reise an einen reißenden Fluss. Er möchte sich an das andere Ufer hinüber retten. Denn das Ufer, von dem er herkommt, ist voller Schrecken und Gefahren. Er will hinüber an das andere Ufer, das ihm Sicherheit bietet. Aber es gibt weder eine Fähre noch eine Brücke. Da denkt er sich: Ich muss Stämme, Äste und Reisig sammeln und mir damit ein Floß bauen, damit ich übersetzen kann. Und der Mann baute sein Floß und gelangte, mit Händen und Füßen rudern, glücklich ans andere Ufer.

Was aber sollte er jetzt mit dem Floß machen? Sollte er es auf seine Schultern nehmen und mitschleppen? Das würde dem Sinn und Zweck eines Floßes widersprechen. Nein, sagte Buddha. Drüben angekommen, muss er sich sagen: Wertvoll war mir dieses Floß, es hat mich gerettet. Jetzt aber lege ich es ans Ufer und gehe meine Wege weiter. Und Buddha schloss: Ebenso, ihr Mönche, ist es mit meiner Lehre: Sie taugt zum Vorankommen, nicht zum Festhalten.

Buddha hat den Wert seiner Lehre bescheiden eingeschätzt. Aus sich und für sich ist sie gar nichts. Wert hat sie nur, wenn sie hilft, zum Ziel zu kommen. Wer sich darüber hinaus an ihr festhält, hat sie missverstanden. Er bürdet sich drückende Lasten auf. Klingt verständlich. Aber kann in Buddhas Worten auch ein Christ sich wiederfinden, was seinen Glauben, sein Verhältnis zu Christus, zur Kirche, zum Gottesdienst und zu den Geboten betrifft?

Nein müssen wir sagen. Wir können uns als Christinnen und Christen in Buddhas Worten nicht wiederfinden. Christsein besteht nicht im Annehmen einer Lehre, sondern in einem persönlichen Verhältnis zu Jesus Christus, in einer Freundschaft und Lebensgemeinschaft mit ihm. Und die ist, anders als Buddhas Floß, niemals Mittel zum Zweck. Denn wir suchen die Gemeinschaft mit Jesus um ihrer selbst willen. In ihm finden wir das,

was wir im eigentlichen Sinn suchen: Gott selber. Welten trennen deshalb Buddha vom Christsein. Und dennoch gibt es vom Evangelium her einen Berührungspunkt. Bevor wir diesen Berührungspunkt ins Auge fassen, werfen wir noch einen genauen Blick auf das Evangelium von heute.

Die Pharisäer beobachten, dass die Jünger Jesu zu essen beginnen, ohne sich vorher die Hände gewaschen zu haben. Das hat nichts mit Hygiene zu tun. Bis heute kennt die jüdische Frömmigkeit solche Reinheitsvorschriften. Das Waschen der Hände, genauso wie das Abwaschen von Töpfen, Krügen und Kesseln, soll zeichenhaft davor bewahren, die Speisen zu verunreinigen und durch deren Genuss selber unrein zu werden. Unrein heißt dabei: unfähig werden, am Gottesdienst teilnehmen und vor Gott bestehen zu können. Es geht um das rechte Verhältnis zu Gott. Reinigungsvorschriften vermitteln indirekt so etwas wie eine Ahnung von der Heiligkeit Gottes, der allein der Herr des Lebens ist.

Bei Markus sehen wir die radikale Wende, die Jesus dem Begriff der Reinheit vor Gott gegeben hat. Nicht rituelle Handlungen reinigen. Reinheit und Unreinheit ereignen sich im Herzen des Menschen und hängen vom Zustand seines Herzens ab.

Jesus geht es um das rechte Verhältnis des Menschen zu Gott. Wir sollen Gott in die Mitte des Lebens stellen. Selbstfabrizierte Überlieferungen, religiöse Betriebsamkeit, eine veräußerlichte Frömmigkeit können verdunkeln, was Gottes Wille ist, zum Alibi werden für die Weigerung, Gott in die Mitte des Lebens zu stellen. Jesus stellt unmissverständlich fest: Es gibt überhaupt keine äußere Einwirkung, keinen äußeren Anlass, der den Menschen unrein, also gottesunfähig machen könnte. Was Gott und Mensch allein entfremden kann, stammt einzig aus dem Innern, aus dem Herzen des Menschen. Von innen, aus dem Herzen des Menschen, kommen die bösen Gedanken und alles Böse, also alles, was der Liebe widerspricht.

Was Jesus sagte, war ein Schock für alle, die ihm zuhörten. Denn es bedeutete: Die Einhaltung und Pflege der Tradition als solcher bietet keinerlei Sicherheit im Angesicht Gottes. Aus sich allein nützt sie überhaupt nichts. Im Gegenteil: Für sich allein genommen zerstört sie das, dem sie eigentlich zu dienen hätte. Markus hat die Worte Jesu nicht zufällig so zugespitzt. Er reagiert vielmehr auf die Zustände in der Gemeinde, für die er sein Evangelium schreibt. Die Gefahr veräußerlichter Frömmigkeit war dort neu aufgeflammt und drohte das Befreiende der Botschaft Jesu zu verdunkeln.

Ein Konflikt zwischen außen und innen kann überall im Leben aufbrechen. Im Kleinen wie im Großen. Auch im Leben der Kirche. Das Evangelium legt uns eindringlich ans Herz: Nichts Äußeres, auch kein Frommsein, garantiert aus sich, dass unser Leben gelingt und wir vor Gott bestehen.

Äußeres kann Hilfe sein – wie Buddhas Floß. Aber zum Christsein gehört wesentlich auch dies: In der Verantwortung des Gewissens vor Gott erspüren, wenn es Zeit ist, das Floß liegen zu lassen. Das Äußere bleibt immer an zweiter Stelle. Nur das, was von innen kommt, entscheidet im Letzten, ob wir Gott entsprechen oder seiner unfähig sind – je nachdem, ob der Egoismus uns bestimmt oder sein Gegenteil: die Liebe ...

Die Quintessenz des Evangeliums von heute darf nicht folgenlos bleiben für uns Seelsorgerinnen und Seelsorger. Ich sage es mit Worten aus dem Grundlagentext der deutschen Bischöfe „Gemeinsam Kirche sein“ (11): „Wir können die Kirche nicht machen und wir müssen die Kirche nicht retten. Aber es muss uns sehr unruhig machen, wenn wir uns als Kirche verschließen, wenn wir nur eine bestimmte Gestalt von Kirche und kirchlichem Leben konservieren wollen.“ Amen.